GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Taxi zum Tempel oder haben wir noch etwas von den Männern zu lernen?

Stendhal, Renate

1983

https://doi.org/10.25595/685

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stendhal, Renate: *Taxi zum Tempel oder haben wir noch etwas von den Männern zu lernen?*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 2 (1983) Nr: 1, 121-125. DOI: https://doi.org/10.25595/685.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-1983-0110

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Anna: Das ist das Schöne an Frauenbeziehungen, daß es in dieser Hinsicht jedenfalls nicht möglich ist, instrumentalisiert zu werden.

Bea: Was Anna vorhin über den Kinderwunsch zwischen zwei Frauen sagte, denke ich, ist was Ähnliches, was ich mir immer gewünscht hab, daß ich und meine Freundin gemeinsam an etwas geistig arbeiten, was für mich ein sehr sinnliches Erlebnis ist. Ich wollte mich eigentlich nie mit Kindern belasten. Ich hab das immer als etwas angesehen, von dem ich nicht Urlaub machen kann. Ich hab mich auch so um Kinder gekümmert, hab mit meinen Patenkindern gespielt. Aber ich konnte auch wieder gehen, wenn's mir zuviel wurde. Mein „Urtrieb" schlechthin war Unabhängigkeit.

Julia: Ich kann das gut verstehen. Das ist bei mir auch ein starker „Trieb". Aber ich hab immer festgestellt, es gibt bei mir eine Angst, die den durchkreuzt hat. Ich hab einen Horror vor Einsamkeit, wirklicher Einsamkeit. Das war, glaube ich, auch ein starkes, egoistisches Motiv für mich, Kinder zu haben, Kinder als ziemlich guten Schutz für längere Zeit gegen Einsamkeit.

Helen: Ich fänd es nicht gut, in 'ner Beziehung zu bleiben, nur weil ich Angst hab vor Alleinsein oder Einsamkeit. Ich möchte es zu Unabhängigkeit auch angesichts der Möglichkeit von Einsamkeit bringen.

„Seit ich mich trennen kann, kenn' ich keine Einsamkeit mehr"

Eva: Bevor ich weggegangen bin aus meiner Ehe, hab ich lange über die Möglichkeit von Einsamkeit und Alleinsein gegrübelt, den Termin immer wieder hinausgeschoben. Weil ich wählerisch bin, ist es für mich schwierig, neue Bezugspersonen zu finden. Eines Tages entschied ich mich innerhalb von Stunden, von meinem Mann wegzugehen. Danach hatte ich ein Gefühl von Befreitsein und dachte gar nicht mehr an Einsamkeit, obwohl ich mutterseelenallein war.

Anna: Einsamkeit und Alleinsein ist also nicht dasselbe. Ich hab das als großen Unterschied kennengelernt. Als ich Jugendliche war und auch noch bis ich meine erste Freundin gefunden hab, und auch danach, als es auseinanderging, kam ich mir ohne Beziehung ungeheuer einsam vor. Ich war auch einsam, weil ich nicht das Zutrauen und das Vertrauen hatte, wieder eine Frau kennenzulernen, in die ich mich verliebe und umgekehrt. Als ich dann im Laufe meines Lebens immer wieder erfahren hab, daß das immer wieder möglich ist, und seit ich erfahren hab, daß ich mich trennen kann, ohne dabei zugrunde zu gehen, seitdem kenn ich in dem Sinn keine Einsamkeit mehr. Es gab dann Phasen, wo ich allein gelebt hab' und welche, wo ich eine Beziehung hatte. Selbst wenn ich mal traurig war, hab ich mich ohne Beziehung aber nicht mehr einsam oder verlassen gefühlt, sondern ich hab mich auch allein mit meiner Trauer und mit meinen Freuden sehr lebendig gefühlt.

Julia: Ich hab vorhin davon gesprochen, daß mein Wunsch nach Kindern mir auch als Motiv bewußt wurde, nicht einsam zu sein. Absurderweise hab ich dann erfahren, auch in manchen schwierigen Jahren mit der Familie, daß ich nicht allein, ewig nicht allein bin, überall Leute um mich herum habe – und mich trotzdem sehr einsam fühle.

(Bearbeitet von Lydia Willkop)

Renate Stendhal

Taxi zum Tempel oder haben wir noch etwas von den Männern zu lernen?

„Du hörest ja, von Freud ist nicht die Rede! Dem Taumel weih ich mich, dem schmerzlichsten Genuß . . ."
(Goethe, Faust I)

„Was bedeutet die Erotik der Körper anderes als eine Vergewaltigung, die an den Tod grenzt? – die an den Mord grenzt?"
(Georges Bataille, Der Heilige Eros)

„Eros is truth."
(Susan Griffin, Pornography and Silence)

Wenn ich mir Frank Ripplohs „Taxi zum Klo" ansehe, gestehe ich, ich bin beeindruckt. Seinem sexuellen Appetit scheint keine vegetarische oder sonstige ideologische Grenze gesetzt.

Freie Wahl des Menüs: romantische Abenteuer oder trauter Paarsex, kruder Toilettensex, S/M . . ., freie Wahl der Rollen und Kostüme, und die nötigen Verhaltenskodes sind offenbar genauso da wie die passenden Örtlichkeiten. Das Ganze läuft – scheinbar – wie von selbst, ohne Körperängste, ohne Angst vor Heteroklischees, spielerisch, kindlich-narzistisch und nicht einmal unzärtlich. Auf so unbekümmert lustvolle Weise sind Männerphantasien auslebbar?

Aber dies soll keine Filmkritik werden, sondern, wie die Zitate am Anfang andeuten, ein Vergleich „männlicher" und „weiblicher" Sichtweisen von Erotik und Sexualität. Wenn ich mir also Frank Ripplohs Film ansehe, scheint mir meine Venus tatsächlich noch fern – so fern wie ein lesbisches „Taxi zum Klo"! Ich suche vergeblich nach Vor-Bildern, sicheren erotischen Kodes, Strukturen und Örtlichkeiten zum erotischen Experimentieren (unter Frauen) und eigentlich sogar nach einer Sprache für meine eigene, selbstbestimmte Sexualität. Bis vor gar nicht langer Zeit schien es, als hätten wir Frauen überhaupt keine „eigene" Sexualität, sondern nur die gesellschaftlich genormte, fremdbestimmte, vom Mann für seine Bedürfnisse – zwischen Madonna und Hure – bestimmte Sexualität bzw. Asexualität. Wo immer Frauen in der Geschichte sexuell zu hören waren, sprachen sie durch den Mund des Patriarchats (die durch Folter erzwungenen Hexengeständnisse, „Die Geschichte der O" usw.). In den wenigen Jahren unserer feministischen Infragestellung der Männerherrschaft hat sich allerdings schon einiges verändert. Heute steht die Frage nach der Selbst- oder Fremdbestimmung unserer Sexualität erneut im Brennpunkt der feministischen Diskussion, ähnlich und doch anders als zu Beginn der Neuen Frauenbewegung vor zehn Jahren.

Bereits damals war eine unserer entscheidenden Vermutungen die, daß die Männerherrschaft, das Patriarchat, eine seiner tiefsten Wurzeln in der Sexualität hat. Daß die Inbesitznahme von Frauen – mitsamt allem, was sie außer ihrem Körper noch besaßen – und die gewaltsame Aufrechterhaltung dieses Besitzstands mit dem ökonomisch genialen Mittel der Zwangsheterosexualität[1] Grundlage und Modell für jede andere Form von Unterdrückung und Ausbeutung war – und ist. Unsere feministische Verweigerung diesem „System" gegenüber besaß denn auch von Anfang an einen Schwerpunkt in der Sexualität. Wir erklärten und als „woman-identified-women", als Frauen, die ihre Energien so weit wie möglich dem System entziehen, um sie vermehrt sich selbst und einander zukommen zu lassen, besonders da, wo es den Männern an den Nerv ihrer Herrschaft geht: in der Liebe, der Erotik, der Sexualität. „Liebe deine Nächste wie dich selbst!" – das taten wir, und es gab keinen Zweifel darüber, daß wir als Liebhaberinnen mit unserer intimen Kenntnis voneinander den Männern haushoch überlegen waren. Im Grunde hatten wir schon immer Frauen geliebt, bewußt oder unbewußt, in der Tat oder in der Phantasie. Neu an der „Neuen Zärtlichkeit" war daher vor allem ihr Ausmaß, ihre offene Selbstverständlichkeit und – im Unterschied zur Ersten Frauenbewegung – die Politisierung unserer Sexualität unter dem Banner lesbischer Subversion.

Unsere Frauenliebe war mehr als sie selbst: Gleichheit, Zärtlichkeit, Verspieltheit – alles, was uns in der heterosexuellen „Mechanik" so brutal gefehlt hatte, haben wir uns nicht nur zueigen, sondern auch zu unserem Programm gemacht. Das war für mich – und nicht nur für mich – einerseits eine regelrechte erotische Weltentdeckung, aber andererseits machte sich der politische Anspruch, die Heterosexualität durch etwas weit Besseres zu ersetzen, mit der Zeit auch als Druck bemerkbar. Als Druck in den Beziehungen und als Druck im Bett. „Das Persönliche ist politisch" – allerdings. Meine, unsere Ideologie wachte über die intimsten Territorien unserer selbst. Sexualität als Anti-Heterosexualität – das gipfelte, überspitzt gesagt, in gleichmäßig „abgezählten" Streicheleinheiten, im gleichzeitigen Kommen wie auf Knopfdruck und darin, daß wir vorzugsweise jenen Teil unseres Körpers scheuten, um dessentwillen die Heterosexualität (fast) alles übrige von uns ignoriert . . .

In den letzten Jahren kam mir – und nicht nur mir – allmählich ein Verdacht: die allgegenwärtige Zärtlichkeit (auf dem Hintergrund möglichst solidarischer Paarbeziehungen, „kernfest und auf Dauer") schien dazu zu führen, daß wir uns Sex und Leidenschaft wegstreichelten . . . War unsere sexuelle Befreiung am Ende Befreiung vom Sex? War da nicht trotz aller Befriedigung in meiner Paarbeziehung eine handfeste Portion unbefriedigter sexueller Neugier? Ein ungestilltes Bedürfnis, Neues und mich selbst neu zu erfahren, ohne aber deshalb meine „primäre Beziehung" in Frage stellen zu wollen? Hatte ich bei aller zärtlichen Solidarität nicht gelegentlich eine (un-)heimliche Lust auf „puren Sex" . . . ohne „Eheversprechen"? War das ver-

antwortungslos? War es möglich, mich und alle meine Territorien einmal „im Sturm nehmen" zu lassen oder mich kühn und einseitig einer Geliebten zu „bemächtigen" – ohne feministische Schuldgefühle? Sich bemächtigen und genommen werden . . . War Sexualität überhaupt denkbar ohne Macht? Und war Macht nicht so etwas wie ein feministisches Fremdwort – Macht = Übermacht = Tabu?

In dieses zögernde Fragen und Hinterfragen meines, unseres Gleichheits- und Zärtlichkeitsideals schlug die Nachricht von einer lesbischen S/M-Szene in San Francisco wie eine Bombe ein. Der Versuch, meine Sexualität zu erweitern und meinem eigenen Körper, mir selbst vielleicht mehr zu glauben als meiner Ideologie, stieß schlagartig wieder an die alte Grenze: Wenn wir uns als frauenliebende Frauen „rein sexuelle" Bedürfnisse zugestehen und uns keine sexuelle Einschränkung mehr gefallen lassen wollen, heißt das, daß unser Verhalten dann unvermeidlich dem von Männern (homo oder hetero) gleicht? Heißt das, daß wir durch die uns kulturell vorgegebene „herrschende" Sexualität, ihre Machtstrukturen und ihre Sprache, auf irgendeine Weise erst hindurchmüssen, bevor wir wirklich selbst bestimmen können, was daran für uns gut oder schlecht, anders oder zu verändern ist?

Für mich persönlich war es so. Ich hatte noch eine ganze Menge von Männern zu lernen – in der Praxis wie in der Theorie. In der Praxis ließ ich mich – gewissermaßen offenen Auges und mit einigem Verdacht – auf eine lesbische Leidenschaft nach männlichem Muster ein: Ich behielt die Kontrolle, weil ich mich, im Gegensatz zu meiner Geliebten, bewußt nicht (oder nur in Augenblicken) verlor. Ich wollte keine „Beziehung", keine „totale Nähe", in der sich das sexuelle Begehren erfüllen, erlösen – und damit allzu bald auch wieder auflösen (?) würde. Ich wollte ein dauerndes Abenteuer, pure, endlose Leidenschaft. In meiner Angst um meine „Freiheit" setzte ich immer soviel Distanz und Fremdheit durch, daß wir das Spiel von Eroberung und Zurücknahme, Versuchung und Verweigerung immer aufs neue spielen konnten. Und mußten. Denn zu wirklicher Befriedigung und Entspannung kamen wir in unseren Exzessen nie – dazu war da zuviel Kampf und Krampf. Unsere Wünsche gingen nicht auf. Aber gerade dieses gewisse Unbefriedigtsein hielt uns in einem Dauerzustand des Verlangens und der Sehnsucht, kurz, in *Leiden*schaft.

Soviel „Lust am Frust" wurde meiner Geliebten schließlich zu viel. Sie beendete das grausame Spiel – und erlaubte mir damit die Frage, ob sexuelle Leidenschaft wirklich nur möglich sei durch Kontrolle von Nähe, Sich-nicht-Einlassen, Abgrenzung und Verweigerung? Letztlich konnte auch ich mir etwas weit weniger Anstrengendes und dafür Lustvolleres vorstellen – gäbe es also, rein theoretisch, nicht auch leidenschaftliche Lust *ohne* Frust? Nein, antwortete mein bevorzugter Theoretiker, Georges Bataille[2]: Erotik – das, was die menschliche Sexualität von der der Tiere unterscheidet – braucht notwendig die Kontrolle, die Grenze, das Tabu, und erst die Grenzüberschreitung, die Durchbrechung des Tabus erlaubt den leidenschaftlichen Genuß. Das eigentlich Erregende ist die Grenzverletzung, die nach strikter Rollenverteilung prinzipiell am Körper der Frau vorgenommen werden muß (weshalb sie sich prinzipiell verweigern muß). Genießerisch beschreibt Bataille immer wieder den Einbruch in ihren Körper, dessen Aufbrechung, Verletzung, Beschmutzung und Enteignung. „Erotisch" ist demnach die gewaltsame, vergewaltigende „Vereinigung" von etwas zuvor (gewaltsam?) Getrenntem und Tabuisiertem. „Erotisch" ist demnach die männliche Machtergreifung – bis zum letzten Moment, wo schließlich auch der Mann vom Körperlichen, vom eigenen Körper übermächtigt wird . . . Nur für einen kurzen Moment jedoch: der Orgasmus, das „Außersichsein" und „Einssein", das „Sicherverlieren" an das übersinnliche Reich der Sinne, die Natur, heißt im französischen Volksmund vielsagend „der kleine Tod". Bataille: „Der höchste Sinn der Erotik ist der Tod."

Warum das so sein „muß", diese Inszenierung der Leidenschaft als Verbot, Übertretung und gewaltsamen Exzeß (die unauflösbare Verstrikkung der „normalen" Sexualität mit Macht, Gewalt und Tod) läßt sich in aller Ausführlichkeit – und mit allem Verdacht! – bei Bataille nachlesen. Hier nur soviel, daß Bataille als ihren Ursprung, als erste Grenzsetzung, die Abgrenzung des Menschen (des Mannes?) von der Natur (der Frau?) annimmt. Die zunächst als wesensverwandt und heilig erlebte Natur (und entsprechend die Natur seines eigenen Körpers) mußte der Mann sich später offenbar vom Leib halten. Ihrer „chaotischen" Übermacht (?) setzte er seine Eigenmacht entgegen, seine Arbeit, seine Ordnung, sein Gesetz: „Kultur". Bataille: „Der Mensch wurde erst in dem Augenblick möglich, in dem ein Wesen, von unüberwindlichem

Schwindel erfaßt, mit aller Kraft versuchte, *nein* zu sagen." Dieses Nein – fahre ich fort – diese Machtprobe, der dualistische Gegensatz zur Natur, mit dem der Mann seiner eigenen Natur physisch und spirituell Gewalt antut, konnte anschließend, nach dem „Sündenfall", nur noch durch den Tod, bzw. im Leben nur durch einen weiteren Gewaltakt wieder überschritten werden: eben durch den gewaltsam herbeigeführten Geschlechtsakt.

An diesem Punkt meines Lernens von den Männern überfielen mich alle Zweifel der Welt. Was ich da in Theorie und Praxis erfahren hatte – dieses schematische, ängstlich-zwanghaft-brutale Wiederholungsverhalten – sollte „Leidenschaft" sein? „Erotik"? Der ewige alte Traum, dem ich auch aufgesessen war, nahm sich letztlich kläglich aus. Der Traum, in einem einzigen gewaltsamen Ansturm vor Lust zu vergehen und beim besten Willen gar nicht anders zu können, als im siebten Himmel anzukommen . . . war doch nur eine Art Ersatz. Ersatz für eine (andere) Wirklichkeit: freiströmendes sinnliches Genießen ohne Grenzen, in langen Wellen, ohne Angst und ohne Schuld. Kurz, Ersatz für eine wirklich befriedigende, sinnliche Sexualität. Die Sehnsucht, vor Wonne zu sterben, kenne ich gut, aber ich kenne auch die Sehnsucht, vor Wonne zu leben . . . Der Körper einer Frau ist für mich nicht nur deshalb erotisch, weil er verboten ist und Todessehnsucht weckt, sondern weil er – sie – in der Vorstellung unserer Berührung die Möglichkeit unbegrenzten gemeinsamen Er-*lebens* vermittelt. Unbegrenzt: meine patriarchal geprägte Psyche nimmt Begriffe wie „unwiderstehliche Inbesitznahme" oder „bewußtlose Hingabe" zwar noch als Reizworte wahr, aber ich empfinde sie zunehmend als begrenzt und von begrenzter Brauchbarkeit für Situationen ganz unpatriarchaler Ebenbürtigkeit unter Frauen, jenseits von Herrschaftszwängen, wo sich ein „Machtwandel" vollzieht: Macht läßt sich aus ihrem gewohnten Mißbrauch als Über-Macht entgrenzen. Sie wird dann zu unserem schöpferischen Potential – wir sind beide voll bei uns selbst, und genau das teilen wir (uns mit). Dies ist etwas wesensmäßig anderes, als was Bataille und alle anderen Patriarchen beschreiben. Etwas, das mit der uns zur Verfügung stehenden Sprache nicht leicht in Worte zu fassen ist.[3] Etwas, das wir schwerlich von Männern lernen können (auch von einem Frank Ripploh bislang nicht), sondern wohl am besten miteinander von uns selbst.

Ich würde dieses erotische Erleben als Öffnung des Bewußtseins beschreiben, als ein Körper-Wissen, das an All-Wissen grenzt. Als kindlich-sinnliches Genießen meiner Haut bis in die Knochen meines Kopfs. Als Süße – diesseits von Schmerz und Gewalt – in der mein Ich befriedet „über die Ufer" tritt und in dem Bewußtsein flutet, daß diese Erfahrung Leben verkörpert. Offenbar gibt es nicht nur das dualistische Entweder-Oder von Bewußtsein und Bewußtlosigkeit, sondern ich empfinde in der Berührung einer Frau, im Lieben, eine rhythmische Einheit von Selbst-Vergessenheit, Selbst-Bewußtsein und All-Wissen. Berührung: das Bewußtsein davon, daß dies gleichzeitig mir widerfährt und durch mich geschieht, – dies Bewußtsein berührt, erfährt, weiß etwas, das ich „heilig" nenne, weil es über mich hinausführt und einen größeren, kosmischen Zusammenhang eröffnet.

In der Kommunikation des Liebens scheint sich selbst das Entweder-Oder von Geben und Nehmen aufzulösen. Durch das genaue Hinhören aller Sinne auf die Andere und mich selbst entsteht eine „Gleichzeitigkeit", ein Austausch von Signalen und Energien, die sich ständig gegenseitig verwandeln: es fühlt sich an, als ob das Nehmen gibt und das Geben nimmt. Es erscheint als ständiger Wechsel von Vergehen und Entstehen. Gehenlassen, Mitgehen, Entgegengehen, Vorangehen, Aufgehen, Vergehen . . . Statt Kontrolle braucht es dazu Aufmerksamkeit, statt eines festgelegten Schemas Erfindungslust und vor allem Ehrlichkeit. In meiner Vorstellung gibt es eine Ehrlichkeit, die jede Geste erfragt, gleichsam neu erfindet und sinnvoll macht, während sie sich dabei selbst überrascht. Dieses spielerische Er-finden oder sinnliche Finden von Sinn ist für mich erotisch. „Eros is truth". Erotik ist folglich etwas viel weiter Gespanntes und in Wahrheit weit Einfacheres als das ganze komplizierte Gegensatzkonstrukt der herrschenden Heterosexualität. Erotik, scheint mir manchmal, ist einfach das Verlangen nach intimem *Wissen* und intensivem Erleben auf allen Ebenen – „zärtlich" wie „leidenschaftlich", „körperlich" wie „geistig", je nach persönlicher Inspiration, Neugier, Kühnheit.

Mein ganz persönliches erotisches Augenblicksverlangen zum Abschluß dieser Überlegungen ist es, einen kurzen Blick von hier aus, wo ich weniger „stehe", als mich immer wieder vor- und zurückbewege, in eine mögliche Zukunft zu werfen. Vielleicht nämlich sind wir Frauen eines schönen Tages kühn genug, die uns fehlenden Strukturen zu erfinden, in denen wir

erotische Inspirationen und Wissensdurst direkt mitteilen und austauschen könnten: Spiel-Orte (wie etwa Frauenbars, Saunas mit Entertainment, Cafés, Restaurants, warum nicht?) mit einladenden Séparés, Liebeslagern und galantem (abwechselndem!) Service . . . Und neben solch „profanen" Strukturen mit ihren entsprechenden Verhaltenskodes vielleicht sogar solche, wo wir gemeinsam rituelle Rendezvous mit dem „heiligen Eros" erproben könnten, um Erotik bewußt als etwas zu erleben, das wir nicht „besitzen", sondern das uns höchstens beflügelt . . . Wäre es nicht denkbar, daß wir eine menschliche und damit sexuelle Freiheit wiederfinden, wie sie ähnlich in Kulturen bestanden haben muß, in denen unser Körper nicht als angst- und ekelerregend, sondern als schön, machtvoll und heilig empfunden wurde? Und wo in bestimmten Feiern ein Bewußtseinszustand eintrat, in dem jede Frau für alle anderen Frauen als wissens- und damit liebens-wert galt?

Ich gebe zu, Zukunftsvisionen, die an unsere ferne Vergangenheit anknüpfen, regen mich an . . . Und wenn es schon so weit wäre, würde ich jetzt – je nach Venusstand – von meinem Schreibtisch gemächlich zu einem unserer Spiel-Orte schlendern . . . oder nähme mir ein Taxi zum Tempel!

Anmerkungen

1 „In ihrem Essay ‚der Ursprung der Familie' zählt Kathleen Gough acht charakteristische Eigenschaften männlicher Macht in archaischen und modernen Gesellschaften auf, die ich als Ausgangsschema benutzen will: ‚Männer haben die Macht, Frauen Sexualität zu verweigern oder aufzuzwingen; über die Arbeit (auch des Gebärens) von Frauen zu bestimmen oder sie auszubeuten, um die Früchte dieser Arbeit unter Kontrolle zu halten; Kontrolle über ihre Kinder auszuüben oder ihnen die Kinder fortzunehmen; Frauen an ihrer Körper- und Bewegungsfreiheit zu hindern; sie als Objekte bei Geschäften unter Männern zu benutzen; ihre Kreativität zu ersticken oder ihnen weite Bereiche des verfügbaren Wissens der Gesellschaft und ihrer kulturellen Errungenschaften vorzuenthalten'." Adrienne Rich: *„Zwangsheterosexualität"*, in: *„Macht und Sinnlichkeit* – ausgewählte Texte" von Adrienne Rich und Audre Lorde, erscheint im Frühjahr 1983 im Sub Rosa Frauenverlag, Berlin.

2 Französischer Schriftsteller; marxistisch, soziologisch, analytisch und vor allem erotisch inspirierter Denker; 1962 gestorben. Ich beziehe mich auf sein Buch „Der heilige Eros", Berlin, Ullstein-Verlag (Taschenbuch) 1974.

3 Fast alle Worte, genau wie fast alle Orte, sind männlich besetzt. Es wäre schön, wenn wir z.B. das Wort „Erotik" für uns hätten und dem Patriarchat die „Sexualität" überlassen könnten, aber so einfach ist es nicht. Wir müssen mißbrauchte Wörter gebrauchen und darauf dringen, daß sie durch uns einen neuen Sinn bekommen – und damit einen neuen Klang.

Sylvia Kade

Unsere Leichen lieben noch . . . Über die alternden Frauenidole in Rosa von Praunheims Arbeiten . . .

Es ist so selbstverständlich nicht, daß alternde Menschen – und erst recht nicht alternde Frauen – noch der Liebe frönen und es lohnt die Frage danach. Obwohl nun der Filmemacher und Hörspielautor Rosa von Praunheim ein Mann ist, der noch dazu nur Männer begehrt, hat dieser sich mit den Liebesbedürfnissen alternder Frauen identifiziert und die Frage danach stets aufs Neue in seinen Filmen und Hörspielen gestellt.

Rosa hat alle seine „Superstars" selbst entdeckt, „die Künneke", „die Bettwurst Luzi" und „Telly Brown Superstar", zuletzt „die Götze", nur um sich getarnt hinter der Kamera oder dem Mikrofon sogleich wieder zu verstecken und darauf zu hören und zu schauen, wie seine Idole sich selbst in Szene setzten. Sobald aber die Idole in Wallung gerieten, sich und andere entblößend, hat Rosa dann – höflich und leicht asthmatisch hingehaucht – die immer gleiche Frage an seine Idole gerichtet:

„Meine Liebe, was macht Dein Sexleben?"

Die Antwort hierauf wurde ihm entgegengeschrien, anders als von den Jüngeren, die ihr Liebesleben vermeintlich noch als ihr Eigentum betrachten, das es im Seelengral zu hüten gilt.